TABUTHEMA MÜTTER MIT BEHINDERUNGEN

NICHT MUTTER GENUG?



Lukas mag die Winterstiefel nicht anziehen, sondern nur seine Turnschuhe tragen. „Guck doch mal raus, alles Matsch da", sagt Mireille, seine Mutter. Es ist ein trüber Morgen, Anfang 2015, brauner Schnee liegt auf den Straßen. Aber Lukas schüttelt seinen Lockenkopf.

Text: Julia Rothhaas | **Fotos:** Sascha Montag

Als sie den Fünfjährigen nachmittags aus dem Kindergarten holt, schimpft die Erzieherin. Das Kind bekäme kalte Füße und könne krank werden. Mireille H. zieht Lukas stumm die Jacke an. Draußen auf der Straße fängt sie an zu weinen. „Was soll ich denn machen? Er wollte halt keine Stiefel anziehen." Dabei hat sie ihren Sohn nach endlosen morgendlichen Diskussionen die dünnen Schuhe tragen lassen, damit er lernt: Im Winter geht das nicht.

Eltern sein, das bedeutet auch mal Fehler machen zu dürfen. Mireille H. darf das nicht. Denn Mireille H. ist intellektuell beeinträchtigt. Die Weltgesundheitsorganisation, die noch von geistiger Behinderung sprich, definiert diesen Begriff als die signifikant verringerte Fähigkeit, neue oder komplexe Informationen zu verstehen und Neues zu erlernen und anzuwenden. Auch Mireille Hs. Intelligenz ist beeinträchtigt. Sie kann nicht lesen und schreiben, und wenn sie einmal etwas gelernt hat, fällt es ihr schwer, sich einer leicht veränderten Situation anzupassen. Seit sie Lukas hat, ist ständig alles anders.

Lukas war ein Wunschkind, das ihr niemand zutraute. Nicht mal ihre Familie. Sie sagten: Das schaffst du nie. Ihre Eltern starben früh, zu den Geschwistern hat sie kaum Kontakt. Auch spielte lange der Vater des Kindes keine Rolle; inzwischen holt er, ebenfalls intellektuell beeinträchtigt, Lukas jeden zweiten Samstag mit seiner Betreuerin für ein paar Stunden ab.

Wenige Tage nach der Geburt von Lukas saß das Jugendamt an Mireille Hs. Bett, um den Jungen mitzunehmen. Auch hier: Das schaffst du nie! Mireille H. rief ihre engste Vertraute an, „Oma", eine enge Bekannte der Familie. „Hilf mir, die wollen ihn mir wegnehmen." „Oma" sorgte dafür, dass Mutter und Kind erst einmal bei ihr unterkommen konnten. „Ich habe mir damals geschworen: Ich schaffe das", sagt Mireille H..

Ihr Ausweg: ein Platz in einem betreuten Wohnprojekt für behinderte Eltern. Lukas war fünf Monate alt, als sie von der „Oma" nach Neuallermöhe-West im Hamburger Osten zogen, einem Neubauviertel mit einheitlich aussehenden Mehrfamilienhäusern und all dem, was man eine gute Anbindung nennt: S-Bahn, Supermarkt, Schule. In einem der Häuser hat die Alsterdorf Assistenz Ost GmbH ein Haus gemietet mit elf Wohnungen, in denen allesamt intellektuell beeinträchtigte Eltern mit ihren Kindern leben, als Vater und Mutter oder alleinerziehend. Das Wohnprojekt bietet ihnen eine zeitlich befristete Unterkunft, bewilligt vom Jugendamt. Die Idee dahinter: Jede Familie hat ihr eigenes Zuhause, aber das Büro im Erdgeschoss ist 24 Stunden am Tag besetzt. 13 Erzieher und Sozialpädagoginnenen leisten dort Hilfe im Alltag, sie erklären, wie ein ausgewogenes Abendessen und ein Spielnachmittag aussehen kann, unterstützen beim Zubettgehen, helfen bei der Jobsuche und bei Geldfragen, und kontrollieren, ob die Wohnung auch sicher ist. Das Ziel: Die Eltern müssen nicht perfekt sein, sondern gut genug, um alleine für ihr Kind sorgen zu können. Nach maximal fünf Jahren wird Bilanz gezogen: Schaffen sie es, allein mit ihrem Kind?

Mireille und Lukas H. leben nun schon fünf Jahre hier, sie fühlen sich wohl, doch jetzt müssen sie ausziehen. So lautet die Regel, auch wenn hier niemand aus dem Haus geworfen wird, sondern so lange nach einer passenden Lösung für die Familie gesucht wird, wie nötig. Ganz alleine, da sind sich die Betreuer sicher, wird es die 40-Jährige mit ihrem Kind nicht schaffen. Dafür kommt sie zu oft an ihre Grenzen.

Auch Rebecca* M. ist wie Mireille intellektuell beeinträchtigt und wohnt mit ihrer Tochter Marlene* seit fünf Monaten in dem Haus. Sie würde am liebsten sofort wieder ausziehen, eher heute als morgen, und möchte zurück in die elterliche Wohnung. Das betreute Wohnen war Rebecca Ms. letzte Chance. Fünf Jahre lang drohte das Jugendamt damit, ihr das Kind wegzunehmen. Des Kindeswohl halber. Am Ende gab sie nach, der Druck seitens des Amts wurde zu groß.

Eine Familie muss bleiben, eine Familie muss raus – doch beide stehen vor der gleichen Frage: Werden sie

alleine mit ihrem Kind zurechtkommen? Nehmen sie ihre Mutterrolle ernst und werden sie als Mutter auch ernstgenommen? Können sie den Alltag meistern, auch wenn das Kind ihnen irgendwann geistig überlegen ist? Und ist das Zusammenleben mit den leiblichen Eltern auch das Beste für das Kind? Ein Jahr lang begleiten wir beide Familien, um zu sehen, ob es auf diese Fragen eine Antwort gibt.

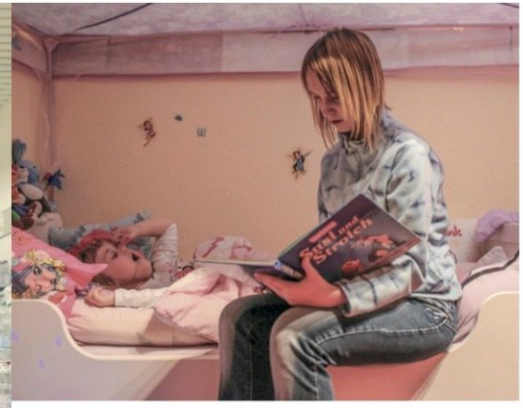
Jänner 2015: Rebecca M. war über Weihnachten mit Marlene zwei Wochen bei ihren Eltern, dort lebte sie bis zu ihrem Auszug. „Ich wäre so gern dageblieben", sagt die 26-Jährige. Das Elternhaus als Sehnsuchtsort, die Realität sah allerdings anders aus: Fünf Erwachsene in einer kleinen Wohnung, Rebecca M. musste mit ihrem Kind und einer ihrer Schwestern in einem Zimmer schlafen, ständig gab es Stress mit der Mutter. Zum Kindsvater besteht kein Kontakt, den hat das Jugendamt ohnehin untersagt. Die Beziehung war am Ende mehr als scheußlich, die Details möchte Rebecca M. für sich behalten.

Marlene ist eine aufgeweckte Fünfjährige. Sie steht wie so viele in ihrem Alter auf die Eiskönigin und hat nicht nur den passenden Film auf DVD, sondern auch jede Menge Puppen, T-Shirts und Plastik-Kronen in ihrem pinken Kinderzimmer. Doch im Gegensatz zu ihren Altersgenossen trägt sie noch eine Windel. Ihr Schritt ist immer entzündet, die Ausscheidungen eines so großen Kindes sind viel zu scharf für die Haut, aber ohne Windel will sie nicht sein. Jeder Wechsel ist eine Katastrophe, sie brüllt dann wie am Spieß und tritt um sich. Nur der Schnuller kann das Mädchen beruhigen, an dem sie lautstark und fast panisch saugt. Marlene kann weder richtig sprechen noch gehen. Wie ein Kleinkind tippelt sie auf den Ballen herum. Sie wurde viel



Während Mireille und Lukas H. am Weg in die Selbständigkeit sind ...







... müssen sich Rebecca und Marlene M. erst an die neue Umgebung im betreuten Wohnen gewöhnen.

getragen, erklären die Betreuer, dadurch habe sie nie richtig gelernt, zu gehen. In ihrer Entwicklung liegt sie mindestens drei Jahre zurück.

Marlene ist unter Erwachsenen groß geworden, die vielen Kinder im Haus machen sie nervös. Sie ist oft überfordert, wenn sie auf die anderen trifft. So wie ihre Mutter. Auch Rebecca M. fällt es schwer, Kontakte zu knüpfen. Weil sie Schwierigkeiten hat, Nähe zuzulassen, wirkt sie kühl. Ihr Körper hat etwas Steifes an sich, ihre Bewegungen sehen oft angestrengt aus. Statt ihr Kind in den Arm zu nehmen, um es zu beruhigen, geht sie lieber aus dem Zimmer, wenn es zu sehr quengelt. „Wenn du nicht brav bist, sage ich unten Bescheid", sagt Rebecca M. beim Abendessen, beim Zähneputzen, beim Zubettgehen. Dass immer jemand da ist, der übernimmt, daran hat sich die Frau mit den schulterlangen Haaren nach wenigen Monaten bereits gewöhnt.

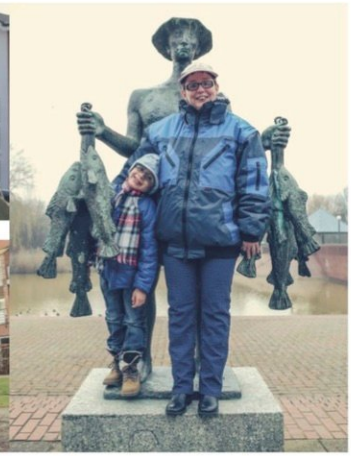
Marlene hat einen Acht-Stunden-Platz im Kindergarten, obwohl Rebecca M. nicht arbeitet. Damit wollen die Betreuer das Kind in seiner Entwicklung voranbringen. Rebecca M. würde gerne wie ihre Eltern als Putzkraft arbeiten, denn einen Job in einer Behindertenwerkstatt will sie nicht. Sie redet wenig und gibt sich cool, dadurch fällt ihre Behinderung erst einmal nicht auf. Im Gespräch mit ihrer Betreuerin wird ihre Leistungsstörung jedoch schnell deutlich. „Rebecca, du hast Schulden", sagt sie. „Glaubst du, die 300 Euro auf deinem Konto reichen aus, um die 800 Euro Schulden auf einmal zurückzuzahlen?" Rebecca M. schaut auf den Zettel mit den Zahlen. „Ja klar", sagt sie selbstbewusst. Sie möchte lieber nicht zugeben, dass sie etwas nicht kann.

Einen Stock tiefer wohnen Mireille und Lukas H.. „Er hat gerade seine drolligen fünf Minuten", sagt











seine Mutter, deswegen muss er gerade in seinem Zimmer bleiben. Sie setzt sich im Wohnzimmer auf das orange-beige-schwarz gepunktete Sofa. „Der kann so artig sein, aber wenn ich mit ihm alleine bin, ist er oft ein richtiger Stinkstiefel.“ Mireille H., kurze braune Haare und Brille, bemüht sich sehr im Umgang mit ihrem Kind. Dennoch fällt es ihr schwer, eine Situation richtig einzuschätzen. Sie verliert dann schneller die Nerven als nötig. Hat sie einmal gelernt, wie sie sich am besten verhält, bleibt sie auch beim nächsten Mal dabei – obwohl es vielleicht nötig wäre, diesmal anders zu handeln. Lukas schleicht sich aus seinem Zimmer. Er hat sich ein Kleid seiner Mama übergezogen und tänzelt jetzt durch den Flur. „Tu' es zurück“, brüllt Mireille H. lauter als nötig und wirft entschuldigend nach: „Er lässt immer alles auf dem Boden liegen.“

Mireille Hs. Alltag ist gut organisiert: 6 Uhr aufstehen, 6.20 Lukas wecken, 7.29 Uhr den Bus zum Kindergarten nehmen, dann weiter in die Arbeit bis 14.30 Uhr. Sie arbeitet in einer Behindertenwerkstatt in der Nähe und verpackt dort Zahnarztutensilien. Die Nachmittage sind voll mit Kinderturnen, Kindertanz, Ergotherapie, Abendschule. Sie will lesen und schreiben lernen, um Lukas ein Buch vorlesen zu können. Einmal im Monat bekommt Mireille H. einen Babysitter bezahlt, um in die Disko gehen zu können.

Am Nachmittag stehen die beiden am Bahnsteig und warten auf die S-Bahn. Sie spielen „Po-po-Klatscher“, dafür klopfen sich gegenseitig lautstark auf den Hintern. Die umstehenden Leute schauen auf den kleinen Jungen, der so frech lacht. Fällt der Blick auf Mireille H., schauen sie länger. Ob Lukas schon versteht, dass seine Mutter eine Behinderung hat? Oder spürt, dass sie oft angestarrt wird? Wohl kaum. Er ist noch zu klein, für ihn ist seine Mama ganz normal. Mireille H. ignoriert die Leute, die schauen.

An einem heißen Sommertag sitzt Marlene weinend auf dem Schoß ihrer Mutter im Bus. Sie ist müde nach dem Wandertag im Kindergarten und drückt die Hand in den Schritt. „Es juckt so“, weint sie. Die Windel, sie ist immer noch da trotz aller guter Vorsätze von vor einem halben Jahr. Von der Bushaltestelle zur Wohnung sind es nur wenige Schritte, doch Marlene mag nicht gehen. „Ich trag dich jetzt, aber nur bis zum Zebrastreifen“, schimpft Rebecca M.. „Wenn das mal einer mitkriegt, dann gibt es wieder Ärger.“ Am Ende setzt sie Marlene erst vor der Wohnungstür ab. Was sich über fünf Jahre eingespielt hat, lässt sich nun schwer lösen.

Das Mädchen ist total übermüdet, daheim will sie Gummibärchen, nein, einen Keks, nein, eine Waffel, nein, Cola. Marlene sitzt mit ihren süßen Errungenschaften auf dem Küchenboden und guckt durch halboffene Augen matt durch den Raum. Ihre Fußspitzen hat sie durchgedrückt und ihre Hände dreht sie so, als ob sie ein Musikinstrument spielen würde. Das macht sie häufig; was das zu bedeuten hat, weiß niemand. Später lacht sie und ist wie ausgewechselt, während sie mit ein paar Kindern unten im Gemeinschaftsraum Waffeln bäckt. Dort hat sie Rebecca M. schon kurz nach dem Nachhausekommen abgeliefert. Sie sei ein komplett anderes Kind, wenn sie nicht bei ihrer Mutter ist, sagt eine Erzieherin.

Das Ankommen im Wohnprojekt dauert etwa ein Jahr, so prognostizieren es die Betreuer. Voraussetzung dafür ist, dass die Eltern grundsätzlich reflektieren können und bereit sind, mitzuarbeiten. Die Elternschaft bleibt dennoch eine Gratwanderung, vor allem, wenn die Kinder ihren Eltern überlegen sind.

Rebecca M. fühlt sich immer noch nicht wohl hier. Sie möchte noch immer nach Hause zu ihren Eltern. Sie hatte Ärger mit ein paar Nachbarn, jetzt will sie die Wohnung am liebsten gar nicht mehr verlassen. Es ist spät geworden und Marlene muss ins Bett. Bevor sie den Rollladen herunterlassen, stehen beide am Fenster und Marlene M. zeigt auf den Hamburger Fernsehturm in der Ferne. „Da hinten ist Altona, da sind Oma und Opa“, sagt Rebecca M.. „Gute Nacht“, sagt Marlene. Mutter und Tochter schauen eine Weile stumm aus dem Fenster. Dann bekommt das Kind ein Buch vorgelesen. So haben sie es in den vergangenen Monaten mit ihrer Betreuerin geübt – an einem Abend gibt es eine Geschichte, am nächsten ein Hörspiel. Als Rebecca M. aus dem Zimmer will, nölt Marlene: „Ich will bei dir schlafen.“ Sie fängt an zu weinen, Rebecca M. steht daneben. „Kommt gar nicht in die Tüte. Wenn du nicht brav bist, dann muss ich es wieder petzen.“ Die Drohung bringt das Mädchen nur noch mehr auf. Keine fünf Minuten später packt Rebecca M. das Bettzeug und trägt es ins Wohnzimmer auf ihr Schlafsofa. Genau das soll eigentlich nicht mehr passieren, das haben sie in den Elternsprechstunden unzählige Male besprochen. Aber konsequent zu bleiben, das schafft sie meist nicht.

„Wenn ich sage, das ist eine klare Ansage, dann ist das so“, sagt Mireille H. zu Lukas. Die klare Ansage ist Mireille Hs. neuer Lieblingsbegriff. Es ist warm draußen, der Junge will raus auf den Spielplatz und hat jetzt keine Zeit mehr, seinen Kakao auszutrinken. Aber die Mutter bleibt hart. Lukas ist nun knapp sechs Jahre alt, die Türen knallen jetzt häufiger, manchmal tritt und haut er, wenn er seinen Willen nicht durchsetzen kann. Während Mireille H. auf einer Bank hinter dem Haus Platz nimmt, tobt Lukas mit den anderen Kindern auf dem Spielplatz. Sie lässt ihn nicht aus den Augen, es scheint, als ob sie ihre Aufsichtspflicht auf gar keinen Fall vernachlässigen möchte. Mal ruft sie nach ihm, um zu sehen, ob er doch einen Pulli braucht, mal soll er wieder näher kommen, damit sie ihn besser im Blick hat. Jetzt will





Die Kinder halten die Mütter ordentlich auf Trab



Lukas Radfahren. „Nein, das gibt es nicht", brüllt Mireille H., obwohl das Kind vor ihr steht. „Das ist eine klare Ansage." Lukas läuft weg, „war ja nur ne Frage", grollt er. Kaum ist er wieder am Sandkasten, sagt Mireille H.: „Das muss ich so machen, klare Ansagen sind wichtig." Mireille H. wiederholt häufig noch einmal laut für sich, was sie ihrem Kind gerade gesagt hat – so, als müsse sie sich immer wieder versichern, dass sie alles richtig macht. Dann steht sie auf und holt doch das Kinderrad und den Helm aus dem Keller.

Ein halbes Jahr später, im Jänner 2016. Der sonntägliche Spieltermin mit einer Betreuerin ist wegen Krankheit ausgefallen, Rebecca und Marlene M. sitzen alleine in ihrer blitzsauberen Wohnung am Sofatisch. Marlene will einen Stern aus Bügelperlen legen, Rebecca M. reicht ihr die Farben, die eine Schablone für das Muster vorsieht. Doch das Mädchen verliert die Geduld, holt schließlich ein Spiel nach dem anderen aus dem Kinderzimmer und als sie beim Memory verliert, rennt sie beleidigt in den Flur. „Zum Glück bist du morgen wieder weg", ruft Rebecca M., und fügt schnell „im Kindergarten" nach.

Zu Rebecca Ms. Eltern fahren sie jetzt nur einmal im Monat, das hat sie mit den Betreuern so besprochen. Sie soll ihrer Mutterrolle nicht zu oft entkommen. Im November waren sie gar nicht in Altona und an Weihnachten bloß ein paar Tage. Später am Nachmittag kommt ihre Schwester zu Besuch, ein paar Tage zuvor hat eine Nachbarin geholfen, ihr die Haare dunkelblond zu färben. Es scheint, als ob sie endlich in ihrem neuen Zuhause angekommen ist, und auch ohne ihre Familie zurechtkommt. Sie haben sich ein Aquarium mit fünf kleinen Fischen zugelegt und Rebecca M. hofft auf einen Job in einer Siebdruckwerkstatt. Neulich hat sie sogar für Marlene gekocht. „So richtig, Toast Hawaii. Aber dann hat sie gesagt, es schmeckt nicht", sagt sie. Auch Marlene wirkt verändert, sie ist viel aufgeschlossener. Ihre Betreuerin attestiert ihr große Entwicklungsfortschritte, sie kann zum Beispiel besser laufen. Im Herbst soll sie eingeschult werden, vermutlich kommt sie auf eine Schule für intellektuell beeinträchtigte Kinder. Zwar sind die Tests, die eine Behinderung feststellen sollen, noch nicht abgeschlossen. Aber es dürfte auf diese Diagnose hinauslaufen.

Dennoch: Die Windel ist geblieben und Marlene mag immer noch nicht alleine schlafen. „Probieren wir nächste Woche", sagt Rebecca M.. Das sagt sie seit einem Jahr. Sie gibt sich Mühe, alle Tipps der Betreuer in der Erziehung ihrer Tochter umzusetzen, aber sie kommt schnell an ihre Grenzen. Manchmal reagiert sie dann unverhältnismäßig streng und rigide. So hat sie Marlene in den vergangenen Monaten ein paar Mal vor die Wohnungstür gesetzt, als sie nicht schlafen wollte. Sie wusste sich nicht besser zu helfen. „Mein Plan ist, hier zu bleiben, solange ich muss. Und dann gehe ich zurück nach Altona". Ob Rebecca und Marlene M. wirklich zusammenbleiben dürfen oder das Jugendamt dagegen entscheidet, ist längst noch nicht absehbar.

Mireille und Lukas H. haben Ende des Jahres ein neues Zuhause gefunden, eine helle Dreizimmerwohnung in Bergedorf in einem neuen Wohnprojekt. Statt einer Rundum-Betreuung gibt es lediglich ein Büro, das unter der Woche Hilfe bietet, wenn sie von den Eltern gewünscht ist. Die Betreuer setzen auf den Zusammenhalt unter den Nachbarn, die Senioren in der Wohnanlage gegenüber eingeschlossen. Lukas bekommt weiterhin zehn Stunden pro Woche einen eigenen Betreuer, der nur für seine Probleme zur Verfügung steht. Und die wird nötig sein. Lukas hat durch die Vorschule einen riesigen Sprung gemacht, jetzt ist er dabei, seine Mutter zu überholen. Er wird lernen müssen, ihre Behinderung zu akzeptieren und sie nicht auszunutzen. Und sich auch nicht verantwortlich für sie zu fühlen.

Das Alleinwohnen ist eine neue Erfahrung für die beiden. Mireille H. ist glücklich, das Überwachtwerden in Allermöhe ist ihr manchmal auf die Nerven gegangen. Jetzt kann sie ein selbstbestimmtes Leben führen. Schon wenige Wochen nach dem Einzug ist es richtig gemütlich geworden, überall hängen Fotos von Mutter und Kind an der Wand. Während sie die Wäsche aus dem Trockner holt, präsentiert Lukas sich in seinem Faschingskostüm. „Clown", lacht Mireille H., „das passt". Die beiden haben eine innige Beziehung, trotzdem knallt es ab und zu. Neulich musste sie in Allermöhe anrufen und jemanden bitten, vorbeizukommen. Es gab Streit wegen einem Marmeladenbrot, Lukas ist ausgeflippt und hat angefangen, seine Mutter zu treten. Auch im Kindergarten gibt es jetzt öfter Ärger, der Junge löst seine Konflikte durch Hauen und Treten. Manchmal wird er nun wegen der Behinderung seiner Mutter gehänselt, erzählt eine Betreuerin. Dass er sich durch das Hauen Anerkennung holen will, wird dort nicht gesehen. Mireille H. ist selbstbewusster geworden, die Voraussetzung dafür, dass sie ihrer Mutterrolle gut nachkommen kann. In den vergangenen Wochen hat sie sich gegen die Empfehlung des Kindergartens durchgesetzt, damit Lukas ab Herbst in eine normale Grundschule gehen kann. „Ich war auf so einer Förderschule, das wollte ich ihm ersparen", sagt sie.

Mutter und Sohn wollen jetzt raus, es ist kalt draußen, aber Lukas will keine Schneehose anziehen. Er rennt um den Tisch, Mireille H. versucht ihn zu schnappen, aber der Junge ist viel schneller und geschickter als sie. Doch dann holt sie ihn ein und stopft ihn in die Hose. „Lukas, es ist kalt draußen. Du willst doch nicht krank werden", sagt sie.

*Namen geändert

Einschränkungen zu akzeptieren ist nicht leicht.



Jetzt neu: SmartBanking-Beratung in Gebärdensprache!



Sie zu respektieren schon.

Besondere Bedürfnisse erfordern besondere Maßnahmen. Daher setzen wir alles daran, um Ihnen die Zusammenarbeit mit uns so leicht wie möglich zu machen.
Mehr auf barrierefrei.bankaustria.at.

Das Leben ist voller Höhen und Tiefen. Wir sind für Sie da.

Willkommen bei der Bank Austria
Member of UniCredit